

Nils Björn Schulz

Vom Verschwinden des Lehrers

*Das Kleinbürgertum ist der Erbe der Welt,
in seiner Gestalt hat die Menschheit den Nihilismus überlebt.*

Giorgio Agamben

Erinnere ich mich zurück an meine Schul- und Studienzeit, so tauchen Personen vor meinem geistigen Auge auf: Lehrer, einige Lehrer, die meinen Denk- und Lebensweg bestimmen sollten. Ich erinnere mich daran, wie sie mir begegneten, wie sie sich bewegten und gestikulierten, durch Räume schritten, mal ernst, langsam, den Blick nach innen gerichtet, mal heiter, mit leuchtenden Augen, einem Tänzer gleich. Ich erinnere mich daran, wie sie mich lesen, schreiben, zeichnen: denken lehrten, wie sie mich anregten, mir zur rechten Zeit die richtigen Hinweise gaben, Bücher, Filme, Bilder, aufmunternde Worte, ein Lächeln, aber auch wie sie Kritik äußerten, mich Holzwege entlang laufen ließen oder mir - wie alte chinesische Zen-Meister - einen Knüppel zwischen die Beine warfen, wenn es sein musste. All dies taten sie, weil sie Lehrer waren, weil sie Lehrer sein wollten und weil sie merkten, was für mich an der Zeit war. Diejenigen, die das nicht vermochten, habe ich vergessen, die meisten, allermeisten habe ich vergessen, vergessen, nicht verdrängt, denn ich verkläre nichts. Vielleicht habe ich Glück gehabt. Es ereigneten sich einige glückliche Begegnungen, die ich wohl auch suchte.

Um diese Begegnungen schätzen zu können, erscheint es mir wichtig, dass ich mir gleichzeitig klar mache, was ich noch alles vergessen habe (außer den schlechten Lehrern, die keine waren). Das heißt — paradox formuliert — ich erinnere weiteres Vergessen: Es ist wohl so, dass ich kaum noch an irgendwelche Klausur- und Examensthemen denke, an curriculare Unterrichtsreihen und Studienordnungen (die Fettsche der Ministerien!), nur an wenige Aufgabenstellungen des Mathematikunterrichts oder später der universitären Logikkurse. Auch nur wenige Versuche des naturwissenschaftlichen Schulunterrichts kommen mir ins Gedächtnis, nur wenige Lektüren, oh, wie viele quälende

Lektüren gab es! Denk ich an die meisten Schul- und Seminarstunden zurück: Was bleibt? Einige Situationen vielleicht, Situationen, die, zu Anekdoten gefroren, ein Leben lang weiter erzählt werden. Jeder kennt sie.

Und es bleiben die Begegnungen mit einigen Lehrern, von denen ich einleitend sprach. Diese Begegnungen fanden in den Zwischenräumen statt, sie waren ein Zwischen, ja in gewisser Weise waren sie transzendent, weil sie den Schul- und Seminaralltag überstiegen. Ich hatte das Glück, Lehrern zu begegnen, die sich mir zuwendeten, die mir gute Bücher zeigten, auch Bilder, mir zuhörten, aufmerksam waren, gelassen, sodass auch ich lernte, gelassener zu werden. Es waren Menschen, einige, wenige zur rechten Zeit, die meinen Weg bestimmten, das muss ich mir vergegenwärtigen, immer und immer wieder, gerade jetzt, da „man“ - manche sprechen von einer subjektlosen Biomacht, die das gesamte Leben dem Kapital unterwirft - alles unternimmt, den Lehrer zum Verschwinden zu bringen, weil „man ihm nicht mehr vertraut, nicht mehr vertrauen will, ja weil er sich selbst nicht mehr vertraut. Vielleicht brechen auch tief sitzende Resentiments und Ängste durch. Doch dazu später. Zunächst einmal gilt es wahrzunehmen, dass der entkörperlichte, entsinnlichte Bildungsmarkt sich rasant entfaltet: e-learning, zertifizierte Internet-Fortbildungen, virtuelle Konferenzen und ... was weiß ich! Der alte Witz vom Leerkörper scheint sich auf absurde Weise zu verwirklichen. Aber das ist das offensichtliche, langweilige, da marktkonforme und erwartbare Produkt einer spätkapitalistischen Bildungsindustrie, die sich schon längst - attac zum Trotz - Bildung zur Ware gemacht hat. Lehrer aller Länder kommodifiziert euch! Weniger offensichtlich ist das Verschwinden des Lehrers gerade dort, wo er noch „da“ ist oder „da“ zu sein scheint: im Klassen- oder Kursraum, im Hörsaal oder wo auch immer wir ihn noch vermuten. Und auch hier ist das weniger interessante Phänomen das Auf- und Untergehen des Lehrers im Universum bunten Powerpointgepixels, das Sich-Verstecken hinter DVD-Rekordern und Computertowern. Das kann als Anpassungsprozess interpretiert werden. Viel nachdenklicher stimmt, dass viele Lehrer keine Lehrer mehr sein wollen und sich als Lehrende selbst zum Verschwinden bringen. Sie wollen keine Verantwortung mehr übernehmen für das, was sie lehren, nicht für eigene Gedanken (sofern dieses Ereignis sich noch ereignet), schon gar nicht für Kritik (sofern kriti-

sches Denken noch gewünscht wird); deswegen greifen viele Lehrer die von der Ökonomie zur Verfügung gestellten Begriffe des Trainers oder Wissensmanagers so erleichtert! auf. Haftet -nicht schon dem Wort des Lehrers etwas Altertümliches, ja Anachronistisches an? Vom Meister zum Trainer: In dieser abfallenden begriffsgeschichtlichen Bewegung zeigt sich das Schwinden des Selbstvertrauens, ja das Verschwinden eines Berufs. Von Berufung spricht sowieso kaum noch jemand, eher vom Job. Jenseits einer Verklärung patriarchaler Ordinarien oder autoritär-sadistischer Schulmeister, wie wir sie aus Heinrich-Mann-Romanen kennen und von denen es aus bestimmten sozialpsychologischen Gründen viele gab (deren letzte Relikte unterrichteten mich noch in den siebziger Jahren), sehe ich im Erscheinen des neuen Typen des Trainers, Teamers, Managers weniger eine Demokratisierung der Bildungsinstitutionen als vielmehr ein ängstliches Unterwerfen unter vorgegebene ökonomische Prozeduren und eine neue perverse Form von Unterrichtstechnokratie. Lehrpläne, zentralisierte Abschlussprüfungen, Studienordnungen, Evaluationen, Rankings, all „diese ganze Scheiße“ (Marx) begrenzt und bestimmt das, was man zu lehren und zu lernen hat. Ich erfahre einen Verlust an Freiheit, und zwar einen dramatischen sowohl für Lehrer als auch für Schüler und Studenten (und immer heißt das im Text: auch für Lehrerinnen und Schülerinnen und Studentinnen). Um die Beschreibung dieses Freiheitsverlusts geht es im Folgenden und um ein Plädoyer für Nischen, Ruheorte, Zwischenräume.

Dass in der Lehrerausbildung den Referendaren schon seit längerem der Slogan entgegenschallt „Methodik und Didaktik ist alles, ihr seid nichts“, zeigt das Misstrauen, das „man“ der inkarnierten Lehre entgegenbringt. Der selbstbewusste, einer Eigenbewegung folgende, unberechenbare Lehrkörper soll berechenbar gemacht werden. In dieser Perspektive muss der boomende Fort-und-Weg!-Bildungsmarkt interpretiert werden. Zugleich wird hier Geld, immer mehr Geld und noch mehr Geld verdient. Um es auf den Begriff zu bringen: Es geht um Kontrolle. Wer nicht funktioniert, schlecht evaluiert wird, muss einen Didaktik-Workshop besuchen, der von irgendwelchen Animatoren geleitet wird. Hans-Georg Gadamer beobachtete diese Entwicklung zu einer total didaktisierten und rhetorisierten Lehrer- und Hochschullehrerausbildung schon in den dreißiger Jahren. Wenn auch vielleicht vom nationalsozialistischen Regime initiiert, das müss-

te sicher einmal genauer untersucht werden, so lässt sich dieser Didaktisierungs- und Kontrollschub nicht allein aus dem nazistischen Überwachungsstaat erklären.

Die gegenwärtige Modularisierung der schulischen- und universitären Bildungsinstitutionen, die diese zu Ausbildungssystemen umbaut, ist die endgültige Abkehr vom humanistischen Bildungsgedanken: dass Menschen sich an und mit anderen Menschen bilden im Bewusstsein ihrer Geschichtlichkeit. Stattdessen scheint die Modularisierung den Menschen selbst computergleich machen zu wollen. Darauf verweist schon der inflationäre Gebrauch des Kompetenzbegriffs (im Übrigen ein neues „Plastikwort“ [Pörksen]). Man spricht jetzt von Lesekompetenz, Rechtschreibkompetenz, sozialer Kompetenz. Nicht mehr von Begabung, Vermögen, Talent. Kompetenzen nämlich soll man sich - bildungsindustriellbrav - aneignen können, nein, man soll sie erwerben können (für Geld). Wie Neo in „The Matrix“ ein Kung-Fu-Programm „rein“geladen bekommt, so soll man sich kompetieren. Vor kurzem traf ich eine junge Philosophiestudentin, die mir von der „Umstrukturierung“ ihres Fachbereichs (neudeutsch: Department) erzählte: Sie hätten jetzt sogar „Kompetenzmodule“ im Angebot...

Der Begriff der Information verdrängt den der Bildung. Auch hier zeigt sich das von Günter Anders beschriebene Minderwertigkeitsgefühl des Menschen: Der hinfällige Körper sehnt sich nach glattem Funktionieren, nach Informierung. Die nicht nur im Bildungsbetrieb flottierende Rede vom „Zeitfenster“ zeigt, dass einige Menschen lieber Windowsoberflächen wären. Wenn Flusser Recht hat, gehört das Verschwinden des Lehrers in die informatische Revolution, die auch den Schriftcode eliminieren wird und mit ihm dann auch das auf Lesen und Schreiben konzentrierte humanistische Bildungsideal, das sicher seit Sloterdijks Replik auf Heideggers „Brief über den Humanismus“ endgültig seine Unschuld verloren hat. Die von Nietzsche so geliebten langsamen, weil kritischen Philologien mutieren ja schon seit längerem euphorisch zu Kulturwissenscharten (was jedoch nur ein Zwischenstadium sein wird vor dem großen Aufgehen in Neuropsychologie und Kybernetik). Doch zurück zum Begriff der Freiheit und zu Gadamer. Man könnte zunächst einwenden, dass im nachgeschichtlichen Informationszeitalter der historische Freiheitsbegriff eben einem - wie Flusser denkt - funktionellen weiche, dass die Melancholie die-

ses Textes einem alten Paradigma angehöre. Doch hängt die Frage nach neuen Freiheitsspielräumen von einer anderen Frage ab, nämlich der, inwiefern wir uns der geschichtlichen - oder nachgeschichtlich formuliert: funktionellen - Prozesse, in denen wir uns befinden, bewusst sind. Mir scheint es so, dass gegenwärtig eine Bewusstlosigkeit grotesksten Ausmaßes herrscht: Die Adaption des ökonomischen Vokabulars in den Bildungsbetrieben (Schulen und Universitäten im herkömmlichen Sinn gibt es wohl kaum noch) vollzieht sich rasant und - unheimlich - widerstandslos. Der so genannte „Bologna-Prozess“ ist eine gigantische Gleichschaltungsmaschinerie, die sich mit einem demokratistischen Gerechtigkeitsbegriff tarnt. Denn es geht um Kontrolle: um die Produktion gleichförmiger Kunden. Überall dieselben Module. Man kann jetzt „switchen“ zwischen Perugia, Kopenhagen, Erfurt. Module werden gewählt, Punkte gesammelt, die *Universität* wird zum *SuperMarkt*. Das Warenangebot ist beliebig. Nicht nur Studienorte werden austauschbar, sondern auch Lehrende und Lernende. Früher suchte sich der Student ihm gemäße Lehrer. Doch die tauchen in den Diskussionen über die durchkalkulierten, modularisierten Bachelor- und Masterstudiengänge gar nicht mehr auf. Sie werden zu Verwaltungsangestellten einer geistlosen Bildungsökonomie, zu Abgangsquotenerfüllern. Da in vielen Bildungsbetrieben schon für die Ausbildung bezahlt wird, muss der output stimmen. Die Pläne müssen erfüllt werden: Das klingt wie die späte Rache der untergegangenen sozialistischen Systeme am real existierenden Kapitalismus. Die von Gadamer so hellsichtig beschriebene Kontrolle durch Didaktisierung und, wie er es nennt, „unheilvolle Rhetorisierung“ der Lehrenden entspringt einem tiefen Misstrauen in den lernwilligen, eigen- und widerständigen Menschen. Insofern ist der Spätkapitalismus auch eine endgültige Abrechnung mit Rousseau. Gadamer spürte wohl, dass sich in den Universitäten (und auch in den Schulen) eine tiefe Skepsis gegenüber freien, das heißt hier: nicht kontrollierten Lehr- und Lernformen einnistete. Gadamer schreibt rückblickend: „Das alte Kriterium war gar nicht so schlecht, auf nichts als auf die forschende Leistung zu setzen: wer wusste, was er nicht wusste, konnte etwas lernen, und wer etwas gelernt hatte, lernte auch weiterzugeben, was er gelernt hatte. Die wenigen Ausnahmefälle, die es nie lernten, bilden sicher eine geringere Fehlerquote als die, die bei der zu frühen Bewertung rhetorisch-didaktischer Fähigkeiten zustande kommt.“

Die Rhetorisierung und Didaktisierung des Lehrers verhindert gleichzeitig die Entfaltung des Schülers. Ausgeschlossen wird die Eigenbewegung des Lehrenden *und* des Lernenden in Zeiten, in denen „Zeitfenster“ als knappe ökonomische Ressource empfunden werden. Denn es bedarf der Einsamkeit und Freiheit beider, damit Selbstbildung sich ereignen kann. Selbstbildung ist nun einmal nicht programmierbar.

Dadurch, dass weder Lehrende noch Lernende Zeit-Spiel-Räume wahren, werden sie sich auch nicht der Strukturen bewusst, in denen sie gefangen sind. Niemand hat mehr Zeit: Lehrer nicht, Schüler nicht, Professoren schon gar nicht. Studenten müssen Geld verdienen. Dazwischen: Prüfungen, ratternde Kopierer, E-Mail-Fluten, wieder Prüfungen, Fortbildungsveranstaltungen, Konferenzen und so weiter und so fort. Deleuze fand dafür den Begriff der „Kontrollgesellschaften“, in denen jeder immer wieder von vorne anfangt, ständig geprüft wird, nie ankommt, nie Ruhe findet, flexibel, fügativ, rastlos. Das, was uns als lebenslanges Lernen verkauft wird, ist nichts anderes als das internalisierte: „Du bist nichts, du wirst nichts und kommst nie an. Prüfe, messe, kontrolliere dich selbst und bezahle viel Geld dafür!“ Nur gegen den letzten Imperativ wehren sich augenblicklich die Studenten. 'Wahrscheinlich, so vermutet Deleuze, wird die permanente Weiterbildung tendenziell die Schule ablösen und die kontinuierliche Kontrolle das Examen; damit werden die Schule und wahrscheinlich auch die Universität dem Unternehmen ausgeliefert. Auch in dieser Perspektive scheint der Wandel des Lehrers zum Wissensmanager *logisch* zu sein (innerhalb der herrschenden neoliberalen Logik). Vielleicht hat sich der Leser bisher gewundert, dass ich zwischen schulischen und universitären Ausbildungsstrukturen nicht schärfer unterschieden habe. Dieses Nicht-Unterscheiden hat zwei Gründe: zum einen ermöglichten beide Institutionen bildende *Begegnungen* zwischen älteren und jüngeren Menschen, wobei der Ausspruch Heinrich Heines, dass das Leben selbst bildet, nicht als Einspruch gelesen wird; zum anderen verschult sich die Universität zusehends und das Modularisierungskonzept zieht augenblicklich beide Institutionen in die Ununterscheidbarkeitszone der spätkapitalistischen Marktanpassung. Der Text selbst dokumentiert in seiner semantischen Unschärfe den Übergang von der institutionalisierten Disziplinargesellschaft zur ununternehmerischen Kontrollgesellschaft. Seine Worte sind Hybridworte,

da der Zustand der Institutionen, die er beschreibt, in dieser Übergangszeit hybrid ist. Schule und Universität sind — noch — Institutionen, die — schon — in Unternehmen umgewandelt werden. Auch in dieser Hinsicht sind die Lehrenden das, was Deleuze *Dividuen* nennt. Sie sind Lehrer-Verkäufer, Beamte-Dienstleister, festgestellt und zugleich in die Warenwelt des Bildungsmarktes geworfen (Fortbildungs-Workshops etc. pp.).

So wichtig es ist, diesen Transformationsprozess eingehend zu analysieren, eingehender, als ich es hier tue, eine ökonomiekritische Perspektive allein erklärt das Verschwinden des Lehrers nicht. Dieses Verschwinden gehört in die Geschichte, dessen *incipit tragoedia* Nietzsche verkündete, in die Geschichte der Vernichtung der Sinnfrage. Im Althochdeutschen findet sich das Wort „sinnan“; es meinte ursprünglich soviel wie „reisen“. Der Sinn des Lebens war das Reisen. Mag es stimmen, dass es—o Kafka! — keinen Weg gibt (DEN Weg schon gar nicht), so ging es doch seit je den wahren Lehrern darum, junge Menschen auf die Reise zu schicken, ihnen Gepäck mitzugeben, Rüstzeug, damit sie irgendwann einmal ihren eigenen inneren Lehrer finden. Wovor können einige Sophokles-Verse oder ein Lao-Tse-Gedicht einen jungen orientierungslosen Menschen bewahren! Und auch wenn die Schule, wie Foucault erzählt, in die Geschichte der modernen Disziplinartechnologie gehört und schon je kleinbürgerlichen Arbeitsmarktinteressen zuarbeitete, so fanden sich hier (und gerade auch in den Universitäten) immer Menschen, die anderes im Sinn hatten. Sie bildeten kleine Oasen innerhalb der wachsenden Verwüstung. Doch in modularisierten Funktionsgefügen reist (sinnt) niemand mehr. Das von der Film- und Tourismusindustrie mitverplante internationale Bachelorstudium bietet keine *Psychonautika* an, denn sie weiß nichts davon. Produziert werden junge „Studis“ (wie sich die Studenten jetzt selbst nennen), die im Schneidersitz vor „L'Auberge Espanol“-Filmen ihren medial vorinszenierten Pubertätsträumen nachhängen. Kollektiv bestätigt man sich: Genauso war s! Alle haben dasselbe erlebt. Das beruhigt doch, nicht wahr? Und wer fragt noch nach dem Sinn? Vielleicht einige sensible Schülerinnen und Studenten. Sie fragen sich: Wofür? Wofür kaufe ich diese Module, buche Auslandssemester, unterwerfe mich Prüfungsrastern, Evaluationen, Statistiken? Wofür lerne ich? Lerne ich? Die einzige Antwort, die sie erhalten, lautet: für einen Arbeitsplatz, für Geld. Der Kreislauf schließt sich. Tautologisches

Gestammel: Geld für Geld. Doch antwortet der absolute Dativus finalis nicht auf die Sinnfrage, er macht sie lächerlich und - sinnlos.

Der berühmte letzte Satz aus Foucaults „Ordnung der Dinge“ - wahrscheinlich verweist schon die Überschrift auf ihn - lässt sich miniaturisieren: Der Lehrer wird einst verschwinden wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Der Indikativ Futur klingt weniger prophetisch als konstatierend. Stimmt man ihm zu, ergibt sich die Frage: Kann dieser Text nun angesichts der Visionen seiner Fürsprecher noch anderes sein als ein melancholischer Abgesang, mehr als eine enttäuschte Geste, die, „müd geworden“, nichts mehr hält? Diese entscheidende Frage gilt es nun zu beantworten.

Nietzsche verdanken wir den so sinnlichen Begriff der Oase, die inmitten der Wüsten, Leben und Ruhe spendet. Adorno suchte das Nicht-Identische, den Rest, das, was vom Individuum noch übrig ist. Heidegger fand den Begriff des Spiel-Raums, der Soziologe Andreas Nebelung zuletzt den des Zwischenraums. All diesen Begriffen eignet Widerstand. Sie sind antidialektisch, sie sind schöpferisch im tiefsten Sinne des Wortes: Sie erschaffen das, was sie sagen. Auch wenn die Wüste wächst, der Identitätszwang immer spürbarer wird, Räume zugestellt werden, so geht es *gleichwohl* darum, inmitten dieser Zwänge und Verstellungen Begegnungen zu ermöglichen. Es geht darum, sich nicht einfangen zu lassen, was das Einfachste und das Schwierigste zugleich ist. Dieser Satz formuliert nur scheinbar ein Paradoxon. Von diesem *Zugleich* wussten nicht nur die alten Meister, sondern auch Adorno und Heidegger ...

Ich muss zugeben, dass es mir schwer fällt, weiter zu schreiben. Die unsäglichen Zustände des Spätkapitalismus, die unter dem Diktat der Ökonomie sich vor unser aller Augen abspielende Transformation von Bildungsinstitutionen in Unternehmen, die Unterwerfung des menschlichen Lebens unter das Kapital überhaupt, das alles lässt sich benennen, analysieren, sei es wissenschaftlich-soziologisch, sei es philosophisch, sei es in den affektiven Empörungsformeln der jungen Attacis (hier wieder das werbegetextete Deminutiv!). Auch weiß ich, dass die alten Systeme (als Einschließungs- und Disziplinarinstitutionen) furchtbar waren, und ich schrieb, dass ich sie nicht verklären möchte. Deleuze spürte diese Gefahr und formulierte vorsichtig: „Angesichts der kommenden Formen permanenter Kontrolle im offenen Milieu könnte es sein, dass die härtesten Internierungen zu einer

freundlichen und rosigen Vergangenheit zu gehören scheinen." Dieser Satz trifft sehr genau das, was Gadamer schon in den dreißiger Jahren spürte.

Wahrscheinlich beginne ich erst jetzt zu begreifen, was Botho Strauss meinte, als er einmal sagte, dass wir ohne Dialektik auf Anhieb dümmer denken würden, aber es müsse sein, ohne sie. Der Dialektik zu entkommen, heißt, einer Denkmaschine zu entkommen, die Schöpferisches nur aus der Negation heraus denkt. Vielleicht meinte Botho Strauss das auch anders. Darum geht es nicht. Wenn ich in diesem Text andere Denker zitiere, dann deswegen, weil sie bestimmte Erfahrungen und Einsichten so formuliert haben, dass ich ins Denken kam, und weil ich sie selbst nicht besser formulieren kann. Zitate sind auch immer ein Ausdruck von Dankbarkeit.

Ich glaube mittlerweile, dass das *Gleichwohl* die einzige Figur ist, die uns bewahrt, wobei dieses Gleichwohl keine Anerkennung des herrschenden Ökonomismus ist, keine Haltung der Gleichgültigkeit. Dieses Gleichwohl versucht nichts anderes, als unverstellte Begegnungen zu ermöglichen, Begegnungen mit anderen Menschen, mit sich selbst, Ruheräume zu schaffen, Zwischenräume nicht-kontrollierten Lebens, Menschen die Möglichkeit zu geben, anderes zu werden als ein durchkapitalisiertes Duracellhäschen, das heißt überhaupt: zu werden. Dieses Gleichwohl gilt es nun genauer zu denken, soweit es möglich ist. Die Figur des Gleichwohl ist komplizierter, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag, und nur in ihr kann gegenwärtig Lehrer-Sein sich noch ereignen.

Machen wir uns abschließend noch einmal klar, dass die Zeiten vorbei sind, in denen Lehrende das lehren konnten, was sie selbst gerade interessierte, was sie persönlich für wichtig hielten. Vielleicht war es auch nur ein kleiner Moment in der Geschichte, in der das möglich war. Die Schicksale Brunos, Spinozas, Fichtes sind bekannt, staatliche Eingriffe und Kontrollen gab es immer, in den Siebzigern die Zeit der Berufsverbote. Doch erinnere ich mich gerne meines Geschichtslehrers, der uns im 11. Schuljahr mit der marxischen Geschichtsphilosophie bekannt machte, oder der Vorlesungen Odo Marquards über „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (eine Fichte-Anspielung), deren erste Stunden ein Kommentar zu Fukuyamas Aufsatz über das „Ende der Geschichte“ wurden. Diese relative Lehrfreiheit, die ich noch erfuhr, erschuf eine Art Bildungspluralismus. Wir jungen

Menschen konnten - auch innerhalb einer Institution - von Lehrer zu Lehrer reisen, uns anhören, was sie zu sagen haben (und was nicht), um dann weiter zu reisen. Auch wenn vielleicht die wenigsten von dieser Möglichkeit Gebrauch machten, sie nicht suchten, nicht einmal erkannten, es gab diese *Möglichkeit*. Von zentralen Abschlussprüfungen diktierte Lehrpläne und modularisierte Studienordnungen vernichten diesen Pluralismus. Die Kontrollgesellschaften produzieren den gleichförmigen, berechenbaren, verschuldeten Kunden. Die den Kontrollgesellschaften gemäße Bildungsform ist monistisch. Die gerasterte Baukastenstruktur der Lehrpläne und Studienordnungen, die ein kohärentes Denken systematisch zerstört und die Weltgeschichte(n) in ein -Warenhaus kaufbarer Informationen verwandelt, produziert Patch-work-Gehirne, die die Zustände, in denen sie leben, gar nicht mehr analysieren können, weil sie nie gelernt haben, in Zusammenhängen zu denken. Die Lehrpläne und Studienordnungen werden über schnelle Themenabfolgen, ultrakurze Texte, drängende Klausurtermine gesteuert, das heißt: die Taktung versucht ein Innehalten, Verweilen, Nachdenken zu verunmöglichen. Doch auch wenn die Themen - prüfungsgesteuert - vorgegeben werden und auch wenn die Rasanz der vorgegebenen Themenfolgen keine Zeiträume für selbst gewählte Themen zulässt, so zerstören diese Lehrpläne und Studienordnungen *noch nicht* die körperliche Präsenz der Lehrenden und Lernenden. Das heißt: *Gleichwohl* die Lehrpläne und Studienordnungen umgesetzt werden müssen (man liebt das Passiv), *kann* der Lehrer noch als Lehrer *da*-sein. Seine Gesten können langsam sein, behutsam. Er *kann* Lehr- und Lernatmosphären schaffen, die heiter, ironisch, stärkend sind. Er setzt die Lehrpläne um und setzt sie nicht um. Das Gleichwohl ist der grammatische Ausdruck von Gelassenheit. Der in der spätkapitalistischen Ausbildungsindustrie arbeitende Lehrer *lässt* diese *sein*. Er fügt sich nicht-einfügend ein. Im Wissen darum, dass das Schöpferische sich im Dazwischen ereignet, kann der Lehrende sich, gleichgültig in welchem Institutions-Betrieb er arbeitet, gelassen bewegen. Er schöpft aus einer anderen Welt. Solange die Kontrolle noch nicht total ist, weil die Gesten, die Kommentare, auch das Schweigen der Lehrenden noch nicht über Videokameras aufgezeichnet werden, solange die Evaluationen die körperlichen Ausdrucksbewegungen noch nicht erfassen, und solange es noch Menschen gibt, die sich von dem globalisierten geistlosen Ökonomismus

nicht aus der Ruhe bringen lassen, gibt es die Möglichkeit des gelassenen Um-gangs. Entscheidend ist hier, dass Schüler und Studenten diese Gelassenheit suchen, dass sie reisen (sinnen) wollen. Diese sensiblen Sucher gab es immer und sie wird es immer geben, da kann der elektronisch gesteuerte *common nonsense* noch so umstellend sein. Wahrscheinlich wird man diese Menschen, die das alltäglich und immer gleich inszenierte kapitalistische Spektakel schmerzt, nicht einmal entklonen können. Diese Suchenden werden auf Antwortende treffen. Es werden Einzelne sein, jedoch keine Elite, nicht Auserwählte (von wem sollten sie ausgewählt sein? und wozu?), sondern Sich-Herausnehmende. Ihr Wahlspruch wird sein: Was kümmert's mich?! Die Einzelnen, von denen ich spreche, werden keinen offenen Widerstand leisten, sie sind nicht die vereinzelt, heimatlos gewordenen „Waldgänger“, von denen Ernst Jünger spricht. Aber sie ziehen sich auch nicht fatalistisch in sich zurück, während „das unerhörte Leiden von Millionen Versklavter zum Himmel schreit“. Das Entweder-Oder gilt es zu überwinden.

Jünger erkannte schon unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, dass es einer neuen Konzeption von Freiheit bedarf- angesichts dessen, was er als nihilistischen Funktionalismus einer verzweiferten, automatisierten Welt analysierte. Er sah vollkommen klar, dass diejenigen, die sich dem Ökonomismus nicht unterwerfen (in meinen Worten: diejenigen, die ihn *sein lassen*), frei von Angst sein müssen. Bei Jünger heißt das fundamentalexistentialistisch: frei von Todesangst. Sicherlich ist die Todesangst die allen Ängsten zugrunde liegende Angst. Doch im herrschenden Ökonomismus bindet ja schon die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, die Angst als Nicht-Angepasster ausgegrenzt zu werden. Dem möglichen Nomadentum werden die Lehrer, die es sein wollen, vielleicht nicht entkommen. Das muss bedacht werden. Jünger forderte von den Lehrern auch immer eine unabhängige Lebensweise; nur sie gestatte die Hingabe an den-Beruf. Eine andere Seinsmöglichkeit liegt sicher im epikureisch-taoistischen „Lebe im Verborgenen“. Doch muss auch der verborgenen Lebende jederzeit damit rechnen, gehen zu müssen. Die Freiheit der Lehre hängt in Zukunft nicht mehr von so genannten äußeren Rahmenbedingungen ab, sondern von der angstfreien und gelassenen Existenz des Lehrenden selbst. Diese Einzelnen, von denen ich sprach, sind gerade nicht die abhängigen, vom Spätkapitalismus produzierten flexiblen,

austauschbaren, ängstlich-verschuldeten Menschen, sondern unabhängige, eigen-sinnige, reisende. Erst jetzt verstehen wir, welcher Krisis der hellenistische Autarkiegedanke entsprang.

Die Rede vom Verschwinden der Lehrer meint daher, dass ein institutionalisierter Beruf verschwindet, weil der Raum, in dem der Lehrer *sein* konnte, zerstört wird; da er sich jedoch auch in zerstörten Gebieten aushalten kann, wird es immer Lehrer geben (wie auch suchende Schüler). Sie werden nur schwerer und seltener zu finden sein. Mögen uns auch die Didaktik-Workshop-Leiter und die Animatoren aller Länder erzählen, dass Lehrer-Sein erlernbar ist, weil das Publikum (!) mittlerweile berechenbar-gleichförmig sei, so behauptet dieser Text das Gegenteil. Lehrer-Sein findet jenseits erlernbarer Methodik und Didaktik statt, weil es die Leidenschaft ist, die einen zum Lehrer werden lässt. Ohne diese Leidenschaft - und ich denke, dass letztlich Gadammers Rückblick darauf zielt - ist eine Lehre, die Schüler existentiell bannt, nicht denkbar. Findet der Schüler den ihm gemäßen Lehrer, so kommt es zu ereignisreichen Spannungen, die beide verändern. George Steiner hat dem ein wunderschönes Buch gewidmet. Das Ereignis ist das gemeinsame Beschreiten eines Weges, und es ist wahrscheinlich, dass auch der Lehrer den Weg nicht kennt, aber im tiefen Wissen darum schon so unendlich viel weiter fortgeschritten ist. Das Im-Denken-unterwegs-Sein, wie Heidegger es nannte, war schon je das wahre Abenteuer. Wir müssen, wollen wir uns der kapitalistischen Matrix entwinden, erst einmal wieder das Nachdenken lernen, wir müssen aufwachen, innehalten und uns fragen, wie es kommen konnte, dass in den Schulen und Universitäten kaum noch gedacht, sondern stattdessen irgendwelche vom Wordprozessor gepatchworkte Texturen „präsentiert“ werden. Wir werden merken, dass wohl noch nie in der Geschichte der abendländischen Wissenschaft so viel Unsinn, so viel Fake, so viel Redundanz publiziert wurde. Das Aufschlagen eines beliebigen so genannten Sammelbandes reicht aus, um in Furcht und Zittern zu geraten.

Ich liebte als Student ein kleines Reclam-Bändchen, das Heideggers Vorlesungen „Was heißt Denken?“ hosentaschenfähig machte. Immer und immer wieder las ich es. Es ist ein langsames Buch, ein besinnliches, das nur diesen einen und einzigen Gedanken zu denken versucht. Irgendwann im Laufe der Vorlesungen kommt Heidegger auf Nietzsches Aufschrei „Die Wüste wächst“ zu sprechen. Nietzsches ge-

schriebener Schrei mündet in eine Warnung: „weh dem, der Wüsten birgt...“ Diese Warnung zu bedenken, bleibt augenblicklich niemandem erspart, der unter den unsäglichen, jedes „junge, frische Gehirn“ (Schopenhauer) verwüstenden kapitalistischen Spektakelstrukturen leidet. Es gilt, einen Weg zu finden, der sich nicht im Dornengestrüpp der kapitalistischen Bedürfniserzeugungsindustrie und ihrer dialektisch abhängigen Feinde (Attacis etc.) verläuft. Um wirre Konstruktionen und duale Codierungen - wie „Geld/nicht Geld“, „coole Animation/uncoole Animation“ oder „Coca-Cola/Pepsi-Cola“ -, die beinahe alle unsere Lebensformen durchdringen, zu zerbrechen, bedarf es der Lehrer, die darum wissen, dass diese absurden Codierungen uns von dem wegziehen, was Leben heißt, und wenn es möglich ist, wandern sie mit uns im denkenden Gespräch durch Mittelgebirgswälder oder nach Delphi oder an den Ganges.

In : **Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken 37
Jahrgang 2007/2008**

S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2007
S. 362 – 374

Nils Björn Schulz, Dr. phil., geb. 1969 . Studium der klassischen Philologie, Germanistik und Philosophie in Heidelberg und Gießen.
Lehrer am Charlotte-Wolff-Kolleg in Berlin.

Veröffentlichung: Eine Pädagogik des Stils. Überlegungen zu Heines
Philosophieschrift (2005).